
À la longue Mensch und Hund unterwegs in der Stadt

Klara Löffler

Nicht, dass mich das eine Ende der Leine, an der der Hund zieht, nicht interessieren würde. Im Bereich der Forschungen über Tiere im Allgemeinen und über Hunde im Besonderen lässt sich Spannendes beobachten. So diskutieren Philosophen, Anthropologen, vor allem aber Biologen und Zoologen die Intelligenz von Tieren und stellen damit den zeitgenössischen Begriff von Intelligenz fundamental in Frage.¹ Die Biowissenschaften, dies hat jüngst der „2nd Canine Science Forum“ im Juli 2010 in Wien gezeigt, verhandeln Hunde und Menschen auf einer Ebene. Auffällig häufig beschäftigten sich Vorträge und Poster dieses international breit angelegten Kongresses mit der Vielfalt sozial und kulturell verdichteter Interaktionen zwischen Hunden und Menschen.² Weniger die Unterschiede als vielmehr die Gemeinsamkeiten des Verhaltens von Mensch und Tier in bestimmten Situationen stehen heute im Fokus der Forschung.³ Was die Frage nach den Alltagskulturen mit Tieren anlangt, zeichnet sich die Europäische Ethnologie vergleichsweise durch weitgehende Zurückhaltung aus, obwohl das Verhältnis zwischen Kultur und Natur zu dessen zentralen Arbeitsfeldern gehört; als empirische Kulturwissenschaft sollten wir weitaus aktiver als bislang den Anschluss an dieses, transdisziplinär sicher mit großem Gewinn zu bearbeitende Forschungsfeld suchen.

Ich konzentriere mich im Folgenden auf das andere Ende der Leine, darauf wie er oder sie mit dem Hund in der Stadt unterwegs ist und wie dieses Gehen so ganz anders ist – jenes Gehen, wie es in modernen und spätmodernen Mythologien des Flanierens, genauer: des Flaneurs so wortreich und in immer neuen Varianten beschrieben wird. Wie kaum eine andere Form der Bewegung im als städtisch oder sogar urban definier-

-
- 1 Einen guten Überblick dazu bietet Höffe, Otfried: Wie stark ähneln wir unseren Verwandten? In: Merkur, 84 (2010), H. 4, 331-336.
 - 2 Vgl. 2nd Canine Science Forum. Online unter: <http://csf2010.univie.ac.at/> (Stand: 31.7.2010).
 - 3 Vgl. Wulf, Christoph: Einführung: Wozu dienen Tiere? Zur Anthropologie der Tiere. In: Ders. u. a. (Hrsg.): Tiere. Eine andere Anthropologie. Köln u. a. 2004 (= Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3), 161-167, 162.

ten Raum ist das Gehen mit Hund weitreichenden Ordnungen und Kontrollen unterworfen, die uns in den Konsequenzen wenig bewusst, weil so selbstverständlich sind. An Diskurs und Praxis dieses Gehens lässt sich exemplarisch zeigen, wie Strategien der Aufteilung des Raumes und Konkurrenzen um Räume die konkrete Bewegung im Raum sowie Habitualisierungen beeinflussen, aber auch Spielräume eröffnen können. In der von mir gern und mit Gewinn gelesenen Flaneur-Literatur fällt auf, dass derartige Zusammenhänge wenig ins Bild gerückt werden. Viele Autoren erzählen so, als wäre es möglich, in gänzlicher Einsamkeit und Unabhängigkeit die Stadt zu durchstreifen.

Meine Überlegungen organisiere ich entlang der Hundeleine als einem Objekt, das aufgrund seiner Mehrdeutigkeit ganz eigene Handlungsweisen und Praktiken provoziert, aber auch erlaubt, dass Sicht- und Gebrauchsweisen einander kreuzen können. Inspirieren ließ ich mich dabei von Katharina Rutschkys äußerst fein differenzierender Ethnographie des Stadthundes⁴ und von Bruno Latours Aufsatz „Das Dilemma des Sicherheitsgurts“,⁵ in dem er sein Modell der Eigentümlichkeit der Dinge besonders pointiert vorführt. Meine Arbeitsweise im folgenden Text kann man sich wie eine Pinnwand vorstellen, mit einzelnen Zetteln und Ausrissen, die ich lediglich in eine provisorische Ordnung gebracht habe.

Auf dem Arm

Es gibt wohl wenige Abschnitte in Walter Benjamins „Passagenwerk“, die so oft und so gerne zitiert oder auch paraphrasiert werden: „1839 war es elegant, beim Promenieren eine Schildkröte mit sich zu führen. Das gibt einen Begriff vom Tempo des Flanierens in den Passagen.“⁶ Benjamins Notiz wird dann eingerückt, wenn Entschleunigung nicht nur der konkreten Bewegung im städtischen Raum (immer im städtischen Raum), sondern auch grundsätzlich des Lebensstils anschaulich gemacht werden soll. Ich möchte die Aufmerksamkeit auf ein anderes Detail des Benjaminschen Bildes lenken. Eine Schildkröte „mit sich zu führen“, dies kann heißen, diese auf dem Arm zu tragen oder auch sie zu ebener Erde an einer Leine zu führen. Das Bild funktioniert, so ließe sich als Hypothese formulieren, womöglich deshalb so gut, weil es bekannte Praktiken – das Gehen mit Hund – zitiert und umschreibt.

4 Rutschky, Katharina: Der Stadthund. Von Menschen an der Leine. Reinbek b. Hamburg 2001.

5 Latour, Bruno: Das Dilemma des Sicherheitsgurtes. In: Ders.: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin 1996, 28-36.

6 Benjamin, Walter: Das Passagen-Werk. Erster Band. Hrsg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt a. M. 1983, 532.

In Öffentlichkeiten ein Tier auf dem Arm zu tragen, eine Schildkröte im besonderen oder auch einen Hund im allgemeineren Fall, steht für Extravaganz. Die Extravaganz dieser Inszenierung resultiert aus der Abweichung vom Normalen, aus der spezifischen körperlichen Nähe zum Tier, das – hochgehoben und am Körper getragen – jeder Nützlichkeit entbehrt und demgegenüber zum repräsentativen, zumeist reinrassigen Requisit von Luxus und Nichtstun in der Version demonstrativen Müßiggangs⁷ wird. In besonders bissigem Ton erläutert Thorstein Veblen den „Wert dieser Biester für ihre Besitzer“: „Er [der Hund] empfiehlt sich somit insofern unserer Gunst, als er unserer Neigung zur Herrschsucht entgegenkommt, und da er gleichzeitig Kosten verursacht und keinem nützlichen Zweck dient, kann er seines Prestiges versichert sein.“⁸

Schon der Spätaufklärer Johann Pezzl überzog in seinen „Skizzen von Wien“ diese Praxis mit harscher Kritik – und er sexualisierte sie: „Das Lächerliche bei dieser Sache ist, daß die Hundsträgerinnen glauben, man wisse nicht, was sie so verliebt in ihre Hunde mache. Die Törrinnen! Schon Juvenal hat sie verraten...“⁹ Nicht nur der Skandal des Nichtstuns, sondern auch der der falschen Liebe ist es also, der den Spätaufklärer auf den Plan ruft. In der Belletristik wie in der Bildkultur des 19. und 20. Jahrhunderts, bei Theodor Fontane und Anton Čechov/Tschechow ebenso wie in Karikaturen der satirischen Wochenzeitschrift „Simplicissimus“, steht die Dame und Ehefrau mit Schoßhündchen auf dem Arm für schiefe Verhältnisse zwischen den Geschlechtern.¹⁰ In einer besonders lächerlichen Figuration – der des Schoßhündchens mit seinem Menschen – wird falsch verstandene Tierliebe in Szene gesetzt.¹¹

Diese Kritik hat Tradition und sie hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Der Anblick von Damen der Hautevolee (was immer eine Frage der Selbstbeschreibung ist), die sich auf der Kärntner Straße in der Wiener Innenstadt mit Hündchen auf dem Arm zeigen, irritiert ebenso wie die Fotos von Peggy Guggenheim oder Barbara Cartland, die sich von Lord Snowdon mit ihren Schoßhündchen portraituren ließen.¹²

7 Vgl. Veblen, Thorstein: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. München 1971 (Orig. 1899), 109-111.

8 Veblen 1971 (wie Anm. 7), 110.

9 Pezzl, Johann: Skizze von Wien. Ein Kultur- und Sittenbild aus der josefinischen Zeit. Hrsg. von Gustav Gugitz u. Anton Schlossar. Graz 1923, 25.

10 Vgl. Buchner, Jutta: Kultur mit Tieren. Zur Formierung des bürgerlichen Tierversständnisses im 19. Jahrhundert. Münster u. a. 1996, 119-123.

11 Umfassend dazu: Serpell, James: In the Company of Animals: A Study of Human-Animal-Relationships. Cambridge 1996.

12 Vgl. Snowdon. Eine Retrospektive. Kempen 2001, 132 f.

Es ist vor allem die körperliche Nähe zwischen Hündchen und Herrchen, in der Regel des Stereotyps: zwischen Hündchen und Frauchen, die unseren Blick anzieht. Einerseits haben die Standards und Codes von Nähe oder Distanz zu Tieren sich ausdifferenziert: In gesellschaftlichen wie in individuellen Prozessen der Zivilisierung haben wir gelernt, die Berührung von Nutztieren zu meiden, zu sogenannten Haustieren aber hat sich eine neue, ja intime Nähe entwickelt. „Die Haustiere“, Orvar Löfgren ebenso wie Jutta Buchner machen dies in ihren Studien zum Thema, „erhalten eine immer wichtigere Rolle in der bürgerlichen Kultur“. ¹³ Und so wird die Rangordnung – mit welchen Tieren pflegt man Kontakt, mit welchen nicht – ergänzt durch eine Raumordnung, die zwischen privatem und öffentlichem Handeln reglementiert. Wie man privat und zu Hause mit seinem Hund umgeht, ist zu unterscheiden von dem, wie man sich in Öffentlichkeiten zu dem Tier verhält, sich zu verhalten hat.

An der Leine

Der Hund gehört also nicht auf den Arm – jedenfalls nicht vor Anderen und in Öffentlichkeiten. Gleichzeitig braucht ein Hund, wenn auch im bürgerlichen Maß, geordnet und wohldosiert, Bewegung. Dazu ist der Hund an die Leine zu nehmen. Hunde die sich, ob in der Stadt oder in ländlicheren Räumen, frei bewegen – ohne Leine, womöglich sogar ohne Halsband –, werden als öffentliches Ärgernis diskutiert und gelten als „Straßenköter“. Am untersten Ende der Klassenstruktur der Hunde angesiedelt, gilt der Straßenköter wenn nicht als unberechenbar und gefährlich, so zumindest als hässlich und unhygienisch (und damit in einem modernen Verständnis für Leib und Leben erst recht gefährlich).

Der Idealfall ist „der Familienhund“, der mindestens einmal am Tag angeleint Gassi geführt wird. Dazu müssen Hund und Herr – im Sinne der Selbstverständlichkeiten bürgerlicher Kultur – erzogen werden. Ob in Broschüren von Züchtern, Ratgebern im Buchformat oder in der direkten Unterweisung der Hundeschule, steht die „Leinenführigkeit“ des Tieres an oberster Stelle. „Die Leinenführigkeit ist, wie wir schon eingangs erwähnten, das Fundament der Erziehung des Hundes, und mit dieser muß

13 Löfgren, Orvar: Natur, Tiere und Moral. Zur Entwicklung der bürgerlichen Naturauffassung. In: Jeggel, Utz u. a. (Hrsg.): Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung. Reinbek b. Hamburg 1996, 122-144, 136; Vgl. ebenso Buchner 1996 (wie Anm. 10).

naturgemäß zeitgerecht begonnen werden. [...] Erziehungsversuche an alten Hunden sind ebenso wenig aussichtsreich wie die an betagten Menschen.“¹⁴

Wie diese eingeübt wird, variiert nur leicht. Der Ton alter Schule, hier der 1950er Jahre, ist rau: „Alle allzu gefühlsbetonten Personen, die am liebsten ihren vierbeinigen Liebling unter einen Glassturz gestellt wüßten, um alle Härten des Lebenskampfes vom kleinen Weltbürger [gemeint sind Welpen] abzuschirmen, mögen uns bei den folgenden Überlegungen begleiten.“¹⁵ Die männlichen Hundehalter vor allem sind hier als Erzieher angesprochen. Dies folgt Argumentationsmustern, wie sie schon in den frühen Texten zur Erziehung von Hunden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts formuliert worden sind. Nur den männlichen Hundebesitzern wurde die konsequente Erziehung zugetraut.¹⁶ Dies ist in Anbetracht der idealtypischen Zuordnungen der Geschlechter im und seit dem 19. Jahrhundert nur konsequent: Frauen sind einfach selbst zu sehr Natur, als dass sie eine derartige Aufgabe bewältigen könnten.

Auch in der neueren Pädagogik der einschlägigen und nicht nur in den Großstädten zahlreich vorhandenen Hundeschulen, ist der „alltagssichere Familienhund“¹⁷ das Ziel, das über die Absolvierung einer Hundeschule erreicht werden soll – frühe Einschulung erwünscht. Der Erziehungsstil dieser Hundeschulen erinnert in Ton und Text an zeitgenössische Schul- und Hochschulpädagogik: Das Lernen soll Spaß machen, aber gelernt muss werden, lebenslang. Da werden „individuelles Hundetraining“ und „gewaltfreie Verhaltensmodifikation“ angeboten, insbesondere aber ein spezifisches „Stadttraining“, in dem wiederum der Leinenführigkeit ein besonders hoher Stellenwert beigemessen wird.¹⁸

Ohne Leine geht es nicht, geht man nicht, schon gar nicht in der Stadt. Im Brennpunkt aller Erziehungsbemühungen welchen Stils auch immer steht die Stadt. Die Stadt ist der Gefahrenraum, den es zu meistern gilt. Auch wenn explizit für die Hundehaltung in der Stadt geworben wird, bleibt dieses Stereotyp unangetastet. So titelten die Autoren einer Reportage in der August-Nummer des Magazins „HundeWelt“:

14 Meyer, Hans: Hunde. Die Aufzucht und Abrichtung von Hunden aller Rassen, Bd. 6: Der Hundesport (= Perlen-Reihe, Bd. 133). Wien u. a. 1973, 46.

15 Meyer 1973 (wie Anm. 14), 41.

16 Vgl. Buchner 1996 (wie Anm. 10), 115 f.

17 Ein „alltagssicherer Familienhund“ ist das Ziel. Straubinger Schäferhundverein bietet Hund-Erziehungskurse in kleinen Gruppen an. In: Straubinger Tagblatt, 27.5.2010, 33.

18 Vgl. den Internetauftritt eines international agierenden Verbundes von Hundeschulen. Online unter: <http://www.canin.de/stadttraining.htm> (Stand: 3.8.2010).

„GLÜCKLICH auch im GroßstadtDSCHUNDEL“. Flankiert wird der Text durch vier großformatige Abbildungen in einschlägiger Bildpolitik: Menschen und Hunde vor Hochhaussilhouetten.¹⁹

Den oft vieldeutigen, undurchsichtigen Situationen des Alltags, wie man sie nur in der Stadt vermutet, begegnet man in Ratgebern und Kursen mit eindeutigen Verhaltensregeln. Implizit schwingt da die Vorstellung eines ganz anderen Raumes mit, in dem sich Hund und Mensch freier, unbeschwert und unreglementiert bewegen können. In nicht immer ironischer Umkehrung lässt Oskar Panizza einen Hund in dieser Perspektive vom Leben in der Stadt erzählen: „... sehne mich nach meinem Dorf zurück; dort, welcher reiche Verkehr mit der Natur. Hier, welche Eintönigkeit, welche graue mit Steinmauern verschlossene Welt. Dort ein riesiger Himmel, der jeden Tag anders gezeichnet, Baum, Wald, Misthaufen für unsere Nasen ...“²⁰ In der Stadt Gassi zu gehen, ist demnach nichts als ein schiefer Kompromiss. Dass heute ein großer Teil der Hunde in Städten beziehungsweise in Räumen hoher Dichte lebt, hat diese Perspektive nicht verändert.

Die Leine ist die klare Linie, so scheint es auf den ersten Blick, entlang derer nicht nur das Gehen, sondern auch die Standards der Hundezucht organisiert sind: Der Hund wird geführt. Die Funktion des Objekts Leine aber ist eine mehrfache und nicht eindeutige, eine der Verbindung und Zugehörigkeit, ebenso wie der Distanzierung und Ordnung. Das „moralische Gesetz“,²¹ das in diesem Objekt verdinglicht ist – die Leine soll Ordnung und Sicherheit gewährleisten –, ist komplexer als diejenige eines Sicherheitsgurtes, an dem Bruno Latour sein Konzept einer „Sozio-Logik der Dinge“²² beispielhaft durchdekliniert: Die Sozio-Logik der Leine zielt nicht nur auf die Anderen, darauf, dass das Anlegen der Leine Sicherheit bedeutet für die Menschen und Hunde, denen man begegnet, dass Sicherheit vor dem Hund gewährleistet ist, sondern es geht auch um die Sicherheit desjenigen der mit dem Hund unterwegs ist, um Sicherheit mit dem Hund also. Und es gibt keinen Mechanismus und keine Technologie – wie im Falle eines Sicherheitsgurtes –, die dieses moralische Gesetz durchsetzen würde, sondern es ist das Handeln des Einzelnen, über das es abgesichert werden muss.

19 GLÜCKLICH auch im Großstadtdschungel. Hunde in der Großstadt: darauf sollten Hundehalter achten. In: *HundeWelt*, 83 (2010), 12-15.

20 Panizza, Oskar: *Aus dem Tagebuch eines Hundes*. München 1977; online unter: <http://www.zeno.org/Literatur/M/Panizza,+Oskar/Erzählungen/Aus+dem+Tagebuch+eines+Hundes> (Stand: 29.7.2010).

21 Latour 1996 (wie Anm. 5), 31.

22 Latour 1996 (wie Anm. 5), 33.

Kurz zu halten

Die Sicherheit vor dem Hund ist es, die in stetig gesteigertem Alarmismus in Medien und Politik eingefordert wird. Ein diachroner Vergleich von Ton und Inhalt der Berichterstattung zu Unfällen mit Hunden, zumeist in jenen Bereichen von Tageszeitungen eingerückt, die den Merkwürdigkeiten der Welt, dem „Vermischten“ und dem „Panorama“, gewidmet sind, könnte lohnenswert sein. Katharina Rutschky betonte schon vor knapp einem Jahrzehnt, dass und wie die Debatten um Gewalt durch Hunde von Hundefeinden und Hundekritikern sowie durch „Erzählungen von Verfolgung und Bedrohung, von Gewalt und Tod“²³ geprägt seien.

Auch eine Berichterstattung, die versucht, seriöser über das Thema Hund und Aggression zu informieren, setzt bei diesem Thema auf Emotionalisierung. Beispielhaft hierfür ist ein Artikel vom April diesen Jahres, der auf den Tod eines Kindes nach einer Attacke durch einen sogenannten Kampfhund reagierte.²⁴ Einerseits war der Text von immerhin fast einer ganzen Seite der Rubrik „Wissen“ zugeordnet und der Autor durchaus bemüht, differenziert zu argumentieren und Aggression nicht als Frage der Rasse, sondern der Erziehung zu erläutern. Andererseits aber waren der Titel – „Und plötzlich will er nicht nur spielen“ – und die zentral positionierte Abbildung – das blaue Augenpaar eines Husky oder eines Wolfes fixiert den Betrachter – dazu geeignet, genau jene Reflexe einschnappen zu lassen, die die ohnehin aufgeregte Debatte bestimmen.

So laut und präsent sind diese Diskurse um die längst fällige Maßregelung von Hunden und Haltern, dass sich die Wahrnehmung verschiebt: Hunde ohne Leine sehe ich kaum; ich bin, selbst keine Hundebesitzerin, von einer Leinenpflicht im Stadtverkehr ausgegangen. Der Diskurs hat sich in Bildern verselbständigt.

Dies wiegt umso schwerer, als dass dieser Grundtenor der Diskussion, in der sehr viele sehr schnell bereit sind, nur noch von Gewalt zu sprechen, längst in Faktizitäten, in Verordnungen und Gesetzen, umgesetzt wird. Nach Latours Modell der Phasen der Verankerung von Sitten in einer Kultur haben wir in Sachen Hundehaltung die „Stufe der Staatsmacht und der juristischen Apparate“²⁵ erreicht. In Wien etwa besteht in öffentlichen Verkehrsmitteln Leinen- und Maulkorbzwang. Ein Piktogramm

23 Rutschky 2001 (wie Anm. 4), 23.

24 Stenitzer, Peter: „Und plötzlich will er nicht nur spielen.“ In: Die Süddeutsche Zeitung, 27.4.2010, 18.

25 Latour 1996 (wie Anm. 5), 35.

setzt dies mit gebotener Strenge ins Bild: Die Leine, an der der Vierbeiner gehen soll, ist straff nach oben gespannt; der hier nicht abgebildete Mensch hat das Tier im Griff. Laufen könnte dieser Hund nicht, nur ‚bei Fuß‘ gehen. Und der Text zum Piktogramm lässt keinen Zweifel aufkommen, was von einem Hund zu erwarten ist: „Bitte NUR mit Beißkorb und Leine“. Nicht vom Maulkorb, sondern vom „Beißkorb“ ist die Rede.



Es geht nicht nur um die Disziplinierung der Hunde, sondern auch um jene der Hundebesitzer. Deren Moral und Verantwortung, das Tier *alltagsicher* zu machen – als Begriff und Maßstab, der vor allem auf Dinge und Technologien angewandt wird – wird heute massiv nachgeholfen.

Nach einer Volksbefragung, deren Begleittexte wiederum den kritischen Diskurs um Hundehaltung in der Stadt forciert haben, wurde in Wien mit Juli 2010 der verpflichtende Hundeführerschein für als *gefährlich* eingestufte Rassen eingeführt. Hinter der Taxonomie, über die bestimmte Rassen eingeschlossen und andere sozusagen freigesprochen werden, steht eine lange Geschichte von Zuschreibungen und Einordnungen im Verlauf der Entwicklung der Hundezucht, aber auch der Kynologie. Diese Zuschreibungen waren und sind immer auch mit Charakterisierungen derer verknüpft, die sich für beziehungsweise gegen bestimmte Hunderassen entschieden haben. Wen mag es da verwundern, dass der Schäferhund – entgegen einschlägiger statistischer Daten – nicht in die Liste der „gefährlichen“ Hunde aufgenommen wurde.

Es sind die Hundebesitzer, die ab jetzt Zeugnis ablegen müssen, die sich – mit ihrer Biographie – legitimieren müssen, ob sie überhaupt fähig sind, einen Hund zu „halten“. Die Analogie in den Wortfeldern – Führerschein, Halter – wäre systematisch weiterzuverfolgen, insbesondere was die Stationen der Prüfung und Legitimation anlangt. Die Voraussetzungen für den verpflichtenden Hundeführerschein sind zum Teil rigider als diejenigen für den Erwerb eines PKW-Führerscheins. Die Liste ist lang und umfassend und kann hier nur in einigen wenigen Details angedeutet werden:

- Mindestalter der HundehalterInnen für die Prüfung: 16 Jahre
- Die HundehalterInnen dürfen keine einschlägigen Vorstrafen haben [...]
- Für den Hund muss eine gültige Haftpflichtversicherung mit einer Mindestdeckungssumme von 725.000 Euro abgeschlossen sein.²⁶

26 Alle Infos zum Hundeführerschein in Österreich online unter: <http://www.hundefuehrschein.com/wien-hundefuehrschein-pruefung-hunderassen> (Stand: 5.8.2010).

Endlich zur Prüfung zugelassen haben sich die Kandidaten – Hund und Mensch – einem ausführlichen Lehrplan zu unterziehen. Im Internet wird ausführlich über Module, Prüfungsfragen und Lernziele und vorsorglich auch noch über die Konsequenzen des Scheiterns an der Prüfung informiert: „Der Hundeführschein gliedert sich in einen theoretischen und einen praktischen Teil, wobei die Prüfung höchstens ca. zwei Stunden in Anspruch nimmt. Wer sich mit den Grundsätzen der Hundehaltung ausreichend beschäftigt und rücksichtsvoll durch die Stadt bewegt, sollte den Hundeführschein mit Leichtigkeit schaffen. Wer dennoch den Hundeführschein beim ersten Mal nicht besteht, kann ein zweites Mal antreten. [...] Sollte jemand zwei Mal durchfallen, so wird beim verpflichtenden Hundeführschein der Hund von der Behörde abgenommen. Es ist jedoch davon auszugehen, dass es sich dann um extrem aggressive und hochgefährliche Tiere und ebenso bedenkliche HundehalterInnen handelt.“²⁷

À la longue

Der gesellschaftliche Raum ist eng limitiert für diejenigen, die mit Hund unterwegs sind. Die Möglichkeiten des Spacing, des Positionierens in Relation zu anderen im Raum,²⁸ sind durch die Leine reguliert, die im Idealfall – siehe Piktogramm – Mensch und Tier aufs Engste verbindet.

Der Alltag des Gassi-Gehens sieht freilich anders aus. Das beginnt schon bei der Ausstattung dieser Praxis. Selten sieht man noch Hundehalsbänder, die aus Kettengliedern bestehen. Immer häufiger wird auch ausgewachsenen Hunden ein Brustgeschirr angelegt. Oftmals fehlen auch nicht Dinge, die die Verbindung Mensch-Tier individualisieren: ein buntes Tuch als Halsband, Reste eines Pullovers, die zusätzlich zum Halsband getragen werden und ähnliches mehr.

Besonders beliebt ist die Rollleine. Beides, das Brustgeschirr und die Rollleine, sind zwar selten in der Kombination zu sehen, stehen aber gleichermaßen für die Ambivalenz im Umgang mit dem Hund: Das Geschirr, von Katharina Rutschky so treffend als „Ökoleine“ charakterisiert, sichert ein gutes Gewissen für alle Fälle: „Die Zugkraft des Hundes, der nie gern an der Leine geht, und das Kontrollbedürfnis des Hundehalters, das auch nie ruht, treffen sich nicht in der gegenläufigen, aber addierten Kraft am Hals des Hundes, wie bei einer einfachen Leine, und würgen, sondern verteilen sich

²⁷ Alle Infos zum Hundeführschein (wie Anm. 26).

²⁸ Vgl. Löw, Martina: Raumsoziologie. Frankfurt a. M. 2001, 158-161.

im Brustgeschirr.²⁹ Die Logik der Schnappleine ist dem vergleichbar: Kurz gefasst hat man den Hund in heiklen Situationen sofort unter Kontrolle, lang gelassen hat der Hund viel Bewegungsfreiheit.

Gerade letzteres Bild funktioniert wunderbar in Slapstick-Szenen und Komödien. Die lange Leine wird zum Running Gag – ob in der Produktion „Ein Fisch namens Wanda“ aus dem Jahr 1988 oder im österreichischen Spielfilm „Komm, süßer Tod“ von 2000.³⁰ In geradezu klassischer Manier, denkt man an Theatertraditionen, wird der Gegenstand zum Gegenspieler; ist das Ding, die Rollleine, besonders verräterisch.³¹ Bemerkenswert daran ist auch das Personal solcher Szenen: Es sind immer die älteren Damen, die mit ihrem Liebling, immer ein Hund im Miniaturformat, an langer Leine unterwegs und immer im Weg sind. Die Komik solcher Szenen liegt vor allem im Zitat und dessen gelungener Variation.

Es sind Szenen, die uns auch im Alltag auffallen. Dass sie uns auffallen, dies könnte daran liegen, dass sie unserem Bild vom Richtigen, von der Leinenführigkeit widersprechen und, dass die Ikonographie der Leine eine der klaren Verhältnisse ist. An der Leine geführt zu werden zeugt von unauflöslicher Abhängigkeit; das Foto der Soldatin Lynndie England, wie sie in Abu Ghraib einen Gefangenen an der Leine hält, ist uns als Bild äußerster Demütigung und Entwürdigung präsent.

Begegnen wir im Alltag Menschen mit Hund an der Leine, dann sind Verhältnis und Situation keineswegs so eindeutig. Selten harmoniert das Gespann in Tempo, Linie und Richtung. Die Balance ist kippelig: Wer führt, wer folgt, dies ist nicht immer und jederzeit klar auszumachen. Die Ordnung dieses Gehens ist eine provisorische.

„Jede Bewegungsform hat ihre spezifische Sichtweise, ihr Privileg, vermutlich auch ihren historischen Ort und ihre historische Konjunktur.“³² Dieser Merksatz, von Karl

29 Rutschky 2001 (wie Anm. 4), 20.

30 Crichton, Charles: Ein Fisch namens Wanda (Orig.: A Fish Called Wanda). Regie: Charles Crichton; Drehbuch: John Cleese u. Charles Crichton. USA u. Großbritannien 1988 (DVD: MGM Home Entertainment GmbH, 2005); Murnberger, Wolfgang: Komm, süßer Tod. Regie: Wolfgang Murnberger; Drehbuch: Wolf Haas. Österreich 2000 (DVD: Hoanzl, 2003).

31 Vgl. dazu die literaturwissenschaftlich fundierte Studie zur Eigenwilligkeit der Dinge von: Klotz, Volker: Gegenstand als Gegenspieler. Widersacher auf der Bühne: Dinge, Briefe, aber auch Barbieri. Wien 2000.

32 Schlögel, Karl: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. Frankfurt a. M. 2006, 261.

Schlögel auf das Flanieren als Bewegungs- und Erkenntnisform gemünzt, lässt sich auch auf das Gehen mit Hund anwenden: Das Privileg und die Chance dieser Bewegung im Raum ist das einer komplexen Aufmerksamkeit. Anders als der Flaneur, der, wie Franz Hessel einleitend zu seinen Berliner Skizzen zu bedenken gibt, des Voyeurismus und des Müßiggehens verdächtig ist, ist der Mensch mit Hund entlastet. Er muss dem Hund Bewegung verschaffen und darf deshalb auch von der alltäglichen Ordnung des kürzesten Weges und des zielgerichteten Gehens abweichen. „Hierzulande“, so weiß Hessel, „muß man müssen, sonst darf man nicht. Hier geht man nicht wo, sondern wohin.“³³ Der Mensch mit Hund kann einerseits seinen Routinen und denen des Hundes nachgehen, andererseits den Zufälligkeiten des gemeinsamen Weges nachgeben. Die Leine muss dabei nicht im Weg sein: Man kann sich ja auch mal führen lassen.

Von Flaneuren und Ethnographinnen wird gefordert, möglichst offen zu sein für alles, was einem unterwegs begegnet. Tatsächlich aber wirkt das, was in Texten an Begebenheiten und Erfahrungen dokumentiert ist, nicht selten idiosynkratisch und angestrengt wie so manche Experimentalanordnung der Situationisten. Die Aufmerksamkeit, wie sie Menschen mit Hunden entwickeln können, ist umfassender und kommunikativ: Denn da ist auf andere Menschen und Hunde zu achten, aber auch auf Oberflächen und Dinge aller Art, die den Weg kreuzen. Diese Aufmerksamkeit kann entspannter Neugierde entsprechen, kann aber auch nervös und angespannt sein. Auch Hundebesitzer, Katharina Rutschky erzählt von solchen Situationen, sind geplagt von Angst- und Sicherheitsphantasien.³⁴ Den Anderen, die ihnen begegnen, geht es ebenso.

Diese Aufmerksamkeit mündet nicht selten in Kommunikation, zwischen Hunden und Menschen: Zwischen den Menschen kann das im Ton des Kleinkrieges von Hundefeinden und Hundefreunden sein, es sind aber erstaunlich oft Gespräche, die von Bemerkungen über den Hund ausgehen, sich dann aber in ganz andere Richtungen bewegen können. Ähnliches lässt sich ja auch beobachten, wenn Personen mit Kleinkindern unterwegs sind. Es ist eine entlastete und offene Form der Aufmerksamkeit, die das Gehen mit Hund ermöglicht: „Seit ich mit meinem Hund unterwegs bin, gehe ich meiner Neugier mehr nach als vorher. Der Hund ist die Lizenz zum Träumen und Fragen.“³⁵

33 Hessel, Franz: Ein Flaneur in Berlin. Berlin 1984, 9.

34 Rutschky 2001 (wie Anm. 4), 127 f.

35 Rutschky 2001 (wie Anm. 4), 132.